

Sarah Raich,

geboren 1979, studierte Literaturwissenschaft in Berlin und lebt heute in München. Sie wuchs im Vorharz auf, wo sie das nach Hrotsvit benannte Roswitha-Gymnasium in Bad Gandersheim besuchte, entdeckte aber erst Jahre später die feministischen Texte Hrotsvits für sich. Zu ihren bisherigen Veröffentlichungen gehören die Kurzgeschichtensammlung *Dieses makellose Blau* sowie die dystopischen Jugendromane *All That's Left* und *Equilon*.

Covermotiv: agsandrew © shutterstock.com

## #MeToo im Mittelalter – Das Leben der ersten deutschen Dichterin Hrotsvit von Gandersheim

Hrotsvits Leben ist fremdbestimmt: Ihr Vater verlobt sie mit Konrad dem Roten, der Männer liebt und seine Wut an ihr auslässt. Doch die ränkeschmiedende Königin Edgitha bringt Hrotsvit mittels blutiger List nach Magdeburg, wo sie nach einem Skandal abermals verschwinden muss. Erst am Stift Gandersheim kann sie ihrer Berufung nachgehen: dem Schreiben. In ihren Dramen verhöhnt sie brutale Lüstlinge und gibt Frauen eine Stimme. Doch jede Freiheit hat ihren Preis ... Liutprand verfolgt eine geistliche Karriere. Für die eigene Freiheit nimmt er Verrat und Mord in Kauf. Auch mit dem Keuschheitsgelübde tut sich der schöne, scharfzüngige Kirchenmann schwer. Nach schicksalhaften Eskalationen in Italien und Byzanz findet er sich am Stift Gandersheim wieder, wo er auf die kluge Hrotsvit trifft – eine Begegnung, die beider Leben verändern und Unvorhergesehenes in Gang setzen wird.

Wortgewaltig, kämpferisch, berührend – eine epische Geschichte vom Kampf gegen das Patriarchat mit der Waffe der Sprache. – Annika Brockschmidt

Ein atmosphärisch dichter Roman über eine zu Unrecht vergessene Vorkämpferin aller schreibenden Frauen – dieses Buch über die befreiende Macht der Literatur hat mich begeistert. – Alena Schröder

www.verlagshaus-roemerweg.de  
€ 24,00 [D] € 24,70 [A] ISBN 978-3-7374-1217-9  




Als Frau hat man zu gehorchen und Erwartungen zu erfüllen, und beides fällt Hrotsvit schwer. Aber nicht nur ihr: Sie lernt schelmische Nonnen kennen und Adelsfrauen, die einander lieben, mächtig hungrige Äbtissinnen und verschlagene Königinnen, die in der Männerwelt um Einflussnahme kämpfen. Doch trotz aller Sehnsucht der Frauen nach Freiheit – die Spielregeln dieser Welt sind klar und jeder Fehler kann den Tod bedeuten.

Dennoch wagt Hrotsvit Unerhörtes: Sie schreibt eigene Texte. Mit Frauenfiguren, die denken, handeln, eine Seele haben und kraft ihrer inneren Stärke über männliche Gewalt dominieren. Kann das gutgehen?

Ein mitreißender Roman über die erste deutsche Autorin Hrotsvit von Gandersheim, die im 10. Jahrhundert für weibliche Selbstbestimmung eintrat und deren Dramen auch den Nerv unserer Zeit treffen.

Sarah Raich  
Hell und laut

Sarah Raich

**HELL UND  
LAUT**

Roman

## Reinhausen, Frühjahr 941

»Was sagt das Wasser?« Sie überlegte einen Moment und durchstieß mit ihrem Finger die glitzernde Oberfläche des Baches. Sie betrachtete ihn, ein kleines Würmchen, unter der zittrigen Haut des Wassers in Splitter zerfallend, die sich im letzten Moment doch aneinander festhielten. Sie streckte ihren Arm aus, bis sie einen Stein berührte, über den das Rinnsal hinab in die kleine Mulde vor ihr floss. Das Wasser umschloss ihren Finger und damit änderte sich das Geräusch, wenn ... ja, was machte es, das Wasser? War *salzen*, ein Springen, das eigentlich zum Tanzen gehörte, das richtige Wort? Oder war es eher ein *skrikken*, ein dahinschießendes Springen, in dem auch das Blitzende, Glitzrige zum Ausdruck kam? Oder sollte sie lieber *hopfezzen* benutzen, was Irmentraud sagte, wenn sie hüpfte und sprang, weil der Vater heimkam? Das Wasser, es klang genauso, wie sie sich dann fühlte. Voller spritziger Freude.

Sie klaubte einen Kiesel vom Grund; weiß, durchzogen von grauen Linien, wie ein umgekehrter Blitz. Sie legte ihre Wange aufs Knie, schloss die Augen und lauschte noch einmal. Obwohl, nein, da war auch etwas Trauriges im Klang des Wassers, etwas Uraltes, Müdes, das schon alles gesehen und gehört hatte und das durch die Fröhlichkeit hindurchschien wie die Kerze, die des Nachts durch den Vorhang ihres Bettess schimmerte, wenn die Kinderfrau nach ihr und den Geschwistern schaute.

»Du meinst, es plätschert?« Sie hörte Irmentraud atmen, schwer und rasselnd, während sie gebückt die Brunnenkresse für das Abendessen pflückte. Die Stiele brachen mit einem leisen Schmatzen. Sie legte sie in ihren Korb, neben die Steinpilze, die sie unter den Eichenbäumen gesammelt hatte.

»Nein!« Sie schlug ihre kleine Faust so fest sie konnte auf die feuchte Erde. »Ich meine, was es *sagt!*« Sie spürte die Wut bis

in die Wurzeln ihrer Haare. Warum verstand Irmentraud sie nie? Es war doch nicht so schwer! Sie musste nur hinhören! Dieses Klingeln und Glucksen, das war doch nicht ein einfaches Geräusch, das war ein ganzes Singen, hell und laut, eine endlose Geschichte mit hunderten Stimmen, die sich ineinander verschlangen, miteinander rangen, sodass ihr ganz schwindelig wurde, wenn sie zu genau lauschte, sich zu sehr hineinsenkte in diese Sprache, die sie hörte und doch nicht so verstand, dass sie hätte sagen können, was das Wasser da unablässig erzählte.

»Ach, Itlin«, mit einem Ächzen streckte sich Irmentraud. Hrotsvit. Diesen Namen versuchte sie zu meiden. Gewaltig und grob war er, dieser Name, ein mächtiger Schrei, der Wille von Itlins Mutter. Wie dumm, einem Mädchen schon mit dem Namen solch eine Bürde aufzuladen. Irmentraud hatte lieber das Kosegemurmel früher Säuglingstage zu einem neuen Namen gerinnen lassen.

»Itlin«, Irmentraud rieb sich das Kreuz. Ihr Rücken schmerzte oft, vor allem, wenn sie gebückt arbeitete, und das tat sie die meiste Zeit. Im Garten des Burghofes, beim Waschen der Wäsche dort drüben am großen Felsen, oder wenn sie in den Wäldern sammelte, was im Garten nicht wuchs. Sie hatte sich an das Ziehen und Drücken in ihrem Körper gewöhnt, sie kannte ihn eigentlich nicht ohne, und schließlich war sie schon so viele Jahre da, konnte sich an fast drei Dutzend Osterfeste erinnern, da sollten die Knochen wohl schmerzen.

Sie ließ ihren schweren Körper neben dem kleinen dünnen Mädchen ins Gras sinken und schaute ihm in die Augen, die Nase dazwischen voller Sommersprossen.

»Itlin, Itlin, was du dir nur immer denkst.« Sie tätschelte die Hand, die unter dem Grau der getrockneten Erde so blass war wie der Bauch einer Bachforelle. »Rede lieber nicht so wildes Zeug, sonst holt dich noch der *wazzarman!*«

Energisch schüttelte das Mädchen ihren Kopf und lachte. »Irmentraud, jetzt sei nicht dumm! Der *wazzarman*, der lebt doch da hinten im See!« Sie stutzte. Es hallte auf einmal in ihrem Kopf hin und her, *seo*, der See, so sehr sie das Wort ziehen lassen

wollte, sie blieb einfach daran hängen. Daran hatte sie noch nie gedacht. Das Wort drehte sich, veränderte sich, ja, noch mehr war es in *seolih*, am See gelegen. *Seolih*, das klang ganz ähnlich wie *selā*, die Seele. Und waren sie sich nicht auch ganz ähnlich? Der See und die Seele? Eine dünne Haut, die spiegelte, was der Tag ihr hinielt, aber darunter war eine ganze Welt in der Dämmerung, in der die Gedanken blitzten wie silberne Fischchen. Irmentrauds Brummen holte sie zurück.

»Sei du lieber nicht dumm, Itlin! Willst mit dem Wasser plaudern! Am Ende hörst du nur den *nihhus* zu, die dich mit ihren kalten Fingern hinabziehen in ihr Reich und dann ist es um dich geschehen, dann musst du auch als Wassergeist in der Dunkelheit klagend deine Kreise ziehen, immer nur auf Böses aus!«

Grob packte sie das Mädchen am Arm. Nun war sie schon sieben Jahre alt und hatte den Kopf noch immer voller Unfug. Nie wollte sie hören, immer musste sie sich in solche Wirheiten verstricken.

Schnell schlug sie ein Kreuz vor ihrer Stirn. Sprechendes Wasser! Da war doch der *widarwarto*, der leibhaftige Teufel, dahinter! Was hatte der Allmächtige ihrem Burgherrn nur für ein Kind geschickt, mit einer Seele wie ein Dornengestrüpp. Irmentraud schaute über die Schulter zu der hinter ihr Herstolpernden. Eigentlich ein Mädchen, das leidlich anzusehen war, ihr Mann würde sicher recht zufrieden sein. Jedenfalls mit dem Äußeren. Der Rest ... ja, dieser Rest machte Irmentraud große Sorgen.

Diese Augen, wie sie starrten, wie sie bohrten. Als habe sie dahinter das Wüten der ganzen Welt verborgen und wartete nur darauf, es auf die Menschheit loszulassen. Irmentraud wollte sich schütteln. Schnell blickte sie zurück auf den Weg. Wenn sie dieses Kind nur nicht so sehr liebte, ohne zu wissen warum.

In dem Moment, als der Burgherr ihr das Bündel in die Arme gelegt hatte, hatte sich ihr Herz zusammengezogen, um sich gleich darauf auszubreiten wie ein ewiges Meer und in ihrem ganzen Körper Wärme zu versprühen; bis in die Finger und Zehen hinein hatte sie es gefühlt. Und das, obwohl sie gerade selbst ein Kind begraben hatte, einen Jungen, den sie nur ein

paar Wochen hatte bei sich haben dürfen, ein schwächliches Kerlchen, viel zu klein und dünn. Paulin hatte sie ihn genannt. Ihr kleiner, zarter Paulin. Jeden Tag hatte sie seine Finger gezählt, hatte sich seine Gesichtszüge einzuprägen versucht. Die ernsten, dunklen Augen, die schon so viel gesehen zu haben schienen, der kleine Mund, den er beim Schlafen so spitzte, als wolle er gleich lospfeifen. Sie hatte es gewusst, dass sie ihn nicht würde halten können, von der ersten Sekunde an hatte sie es gewusst. Und doch hatte sie gedacht, sie müsse mit ihm sterben, als es vorbei war mit ihm. Drei Tage hatte sie geweint, hatte sich ihr Haar ausgerissen und wenn sie gekonnt hätte, auch ihre Brüste voller Schmerz und Milch, die keiner wollte. Und dann war Itlin gekommen, ihre kleine Itlin. Die Trauer war nicht verschwunden, sie weinte noch wochenlang um ihren Paulin. Aber mit Itlin stand etwas neben dieser ganzen Traurigkeit, Itlin sprühte vor Leben, vor Willen, und sie, Irmentraud, musste sie lieben, sie hätte sich nicht wehren können, selbst wenn sie es gewollt hätte.

Am Anfang war sie sich sicher gewesen, der Himmel habe ihr dieses Kind geschickt. Auch wenn es nicht wirklich ihres sein konnte, auch wenn sie irgendwann aus der Burg wieder zurück ins Gesindehaus ziehen musste, als das Mädchen nach ein paar Jahren ihre Milch nicht mehr gebraucht hatte. Itlin war dort geblieben, in der Burg, mit der feinen Kinderfrau und ihresgleichen. Doch wann immer das Kind konnte, verbrachte es Zeit bei ihr. Und auch Irmentraud hielt immer Ausschau nach dem Mädchen. Ob es ihm gutging. Ob es etwas brauchte. Die Liebe zu dem Kind trug sie und sie war sich sicher, die höchste Macht hatte für einen kurzen Moment ein Auge auf sie geworfen und ihr in tiefster Dunkelheit durch Itlin einen Funken Licht geschenkt.

Aber je älter Itlin wurde, desto mehr kamen Irmentraud Zweifel. Dieser Willen. Diese Gedanken, die das Kind hatte. Redendes Wasser! Warum scheute sie sich vor rein gar nichts? Vielleicht war ihre Mutter doch eine Zauberin gewesen, so wie die Leute im Dorf es sagten. »Herrgott, schütze unsere Seelen!«,

murmelte Irmentraud und zog das Mädchen zum Erdwall, hinter dem die Burg der Grafen zu Reinhäusen lag.

Sie sah es gleich, noch bevor sie das Tor durchschritten hatten. Die Pferde im Hof, das geschäftige Hin und Her der Stallknechte, die Frauen mit Wasserkrügen und Körben voller Äpfel und Brot, um die Weitgereisten zu stärken. Das konnte nur eines bedeuten. Vater war zurück.

Sie riss sich Irmentrauds Finger vom Arm und lief durch das Tor, hinein in das Durcheinander im Hof.

»Vater! Vater!«, rief sie, noch bevor sie ihn erahnen konnte. »Hier bin ich! Hier!«

Der Matsch zog schwer an ihren nackten Füßen. Sie keuchte und schaute herum.

Da! Dort stand er. Oben auf der Balustrade. Und neben ihm Notburgis. Ihre Schritte wurden langsamer. Sie hielt sich die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. Seine blonden Locken glänzten feucht, auch die rote Tunika war dunkel von Schweiß. Bestimmt waren sie die letzten Meilen schnell geritten, hatten die Pferde angetrieben, um endlich heimzukommen, nach so vielen Monaten. Aber er stand aufrecht und stark auf beiden Beinen, seine Arme ruhten auf Notburgis' Schultern. Er war heil und ganz zu ihnen zurückgekehrt. Der Herr im Himmel hatte ihren Vater wieder einmal beschützt. Sie hüpfte die hölzernen Stufen hinauf.

»Vater!«, rief sie noch einmal und er schaute zu ihr. Der Moment des Erkennens, der über sein Gesicht glitt, seine Freude, es ging ihr durch und durch und sie stürzte auf ihn zu.

Er hob sie hoch, so hoch er konnte, dann ließ er sie ein Stück fallen, nur ein kleines bisschen, um sie gleich wieder aufzufangen.

»Itlin! Meine Itlin! Wie schwer du geworden bist! Und so sehr bist du gewachsen!« Sie lachten beide über diesen Spaß, der ihr nie fade wurde.

»Gewachsen schon.« Notburgis' Stimme schnitt in ihr Gelächter. »Aber töricht ist sie nach wie vor. Ungehörig sowieso.« Sie sagte *ubilo*. Das Wort, in dem der Teufel mitschwang, das Gott-

lose. Nicht das sanftere *ungirÆsanti*. Stattdessen *Ubilo*. Tief bohrte sich das Wort in sie hinein. *Ubilo, ubilo, ubilo*, schienen die Spatzen zu tschilpen, die im Hof umherhüpften. *Ubilo, Ubilo, Ubilo*, schienen die Pferde zu schnauben. Ihr war, als richteten sich alle Augen auf sie und auf ihren Vater. Als erwarteten alle, dass er sie angemessen bestrafte.

Langsam ließ ihr Vater sie herabsinken, er beugte sich hinunter und sie schaute in seine Augen, die dasselbe Grün wie ihre hatten.

Sie sah, wie das Lächeln aus seinen Zügen wich, aus dem Mund, aus den Augen. Alles wurde ernst an ihm, schwer wie Stein, und ihr schien es, als würde auch sie ausgefüllt von schwerem, dunklem Stein.

»Itlin, was höre ich da? Ich hatte doch gesagt, du sollst Notburgis keine Sorgen machen?«

Ja, das hatte er gesagt, und sie hatte es auch wirklich vorgehabt. Sie hatte es gut machen wollen. Hatte jeden Morgen geholfen, das Gesinde zu wecken und die Aufgaben des Tages zu verteilen, hatte ihren kleinen Geschwistern beim Frühessen geholfen und sie angekleidet. Sie hatte ihre Webarbeit gemacht, so ordentlich, wie sie es eben zusammenbrachte. Sie hatte den Faden immer wieder geduldig entknotet, auch wenn sie ihn am liebsten entzweigerissen und das fürchterliche Ding in die Ecke geschmissen hätte. Sie hatte den Kleinen zum Einschlafen Geschichten erzählt, damit sie Ruhe gaben. Meistens gottesfürchtige Legenden von den Märtyrern und nur ganz selten eine der Geschichten, die Irmentraud ihr erzählte, wenn sie gemeinsam draußen waren, vor dem Burgwall. Die Geschichten über die Waldgeister, die zwischen den Bäumen lauerten, und über den grausamen Drachen, der in den fernen Bergen hauste, wild und tödlich, und nur von einem Menschen mit reinem Herzen und einer gottesfürchtigen Seele bezwungen werden konnte. Nur der Gedanke an dieses Untier ließ sie schauern. Und doch. Sie wollte es gern einmal mit eigenen Augen sehen. Sein ganzer Körper war bedeckt von Schuppen aus reinem Gold, undurchdringlich für alle Lanzen, hatte Irmentraud gesagt, hoch wie drei

Häuser und noch höher, sein Atem heißes Feuer, heiß wie die Hölle selbst. Wie gern sie einmal das Zittern der Erde unter seinen gewaltigen Füßen spüren würde.

»Sie ist dem Priester in die Predigt gefallen. Kannst du dir das vorstellen, Allo!« Notburgis' Stimme riss sie aus ihren Gedanken. »Wir waren in der Anbetung versunken – und deine Tochter ruft wirres Zeug! Kannst du dir das vorstellen? Wie eine Heidin, eine Götzenabeterin!« Notburgis bekreuzigte sich und murmelte etwas.

*Wie ihre Mutter.* Das sagte sie nicht laut. Aber das Mädchen hörte es trotzdem. *Du bist wie deine Mutter, diese gottlose Zauberin.* Sie wusste genau, was Notburgis dachte.

»Ich habe ihr natürlich den Gürtel gegeben«, schloss die Burgherrin ihre Rede.

»Hrotsvit? Was hast du dazu zu sagen?« Sie spürte die Hand des Vaters an ihrem Kinn. Sein Griff war hart. Gott lästern. Das war ein Verbrechen am Hof ihres Vaters. Das Schlimmste, das es gab. Er war ein milder Herrscher, ein sanfter Vater. Zu sanft, wie Notburgis fand. Vieles verzieh er. Aber das nicht. Im letzten Winter hatte er drei Zauberweibern, die die alten Götter beschworen hatten, die Zungen herausgeschnitten. Kein Wehklagen hatte ihn erweichen können. Mit der Zange des Schmieds hatte er die Zungen gepackt, eine nach der anderen, und mit seinem Jagdmesser herausgeschnitten. Sie zuckten blaurot und glänzend im blutigen Stroh.

»Wenn eure Götzen euch so gern singen hören, dann werden sie schon wieder nachwachsen!«, hatte er gerufen und die drei Frauen blutend und nackt in den Schnee hinausgejagt. Hrotsvit dachte an ihre grauen Haare, im Wind flatternd wie Vogelschwingen.

»Hast du Gott gelästert?« Sein Gesicht war fahl, die Oberlippe gespannt.

»Das war kein wirres Zeug!« Tränen. Sie spürte sie warm auf ihrer Wange. Diese einfältige Frau! Natürlich hatte sie kein Wort verstanden! Sie konnte ja kaum Latein, nur ein paar Gebete nachplappern, sonst nichts.

»Der Priester hat Unsinn geredet! Das ganze Latein war ...«, sie wusste nicht, wie sie es sagen sollte, »auf dem Kopf!«, rief sie schließlich. »Der Kasus immer falsch! Dauernd hat er die Wörter verwechselt! Statt *opus* hat er *olus* gesagt! Vater, wirklich! Er hat vom Kohl Gottes gesprochen!« Sie spürte die Hitze in ihrem Gesicht und musste ihre ganze Kraft darauf verwenden, sich nicht zu verhaspeln. »Manchmal hat er sogar nur gemurmelt und gemurmelt und gar kein richtiges Wort gesagt! Ich habe es genau gehört! Vater!«

Das musste er doch verstehen! Dass sie nicht hatte innehalten können. Dass sie etwas sagen müssen. Die Augen ihres Vaters waren wie versteinert, seine Hand hielt noch immer ihr Kinn, dass es schmerzte. Wie konnte er sie so allein lassen! Wie oft redete er davon, dass Worte wichtig waren, dass sie kostbar waren und es sie auszuwählen galt, wie Juwelen zwischen den schnöden Kieseln aus einem Bachbett. Wie er vor ihr geschwärm̄t hatte von den Meistern der Rede, die den Glauben erst in die Herzen der Menschen brachten. Dass sie lernen sollte, Sprache zu beherrschen und sich nicht dem Geschwätz hinzugeben wie ein Blatt dem Wind.

»Qualis autem homo ipse esset, talem esse eius orationem!« Sie schrie die Worte fast. »Qualis autem homo ipse esset, talem esse eius orationem!« Sie rief. Noch lauter. Alle sollten es hören! Sie konnte die Verwirrung in den Augen ihrer Stiefmutter sehen, die gleich darauf in Wut umschlug.

»Da! Sie tut es schon wieder!«, rief Notburgis. »Du musst sie bestrafen!«

Aber sie sah, dass ihr Vater lächelte. Nicht im ganzen Gesicht. Aber seine Augen lächelten.

»Ja, an der Rede erkennt man den Menschen«, sagte er. »Da hast du recht, mein Kind.«

Zuerst war es eine undurchdringliche Schwärze gewesen, aber nach und nach vergaßen ihre Augen das helle Licht der Fackeln in der Halle und begnügen sich mit dem Licht der Sterne, das durch die Fensteröffnung fiel. Sie ließ ihre Finger über die roh

behauenen Felsblöcke der Mauer fahren, konnte die Spuren des Meißels fühlen; fast, als zitterte der Stein noch unter den Schlägen des Metalls. An der Wand schob sie Stroh zusammen, bis sie darauf steigen und hinausschauen konnte, in das Licht der Nacht. Die Tränen wollten sich wieder hervorkämpfen, aber sie schluckte sie herunter. Nein, sie war nicht schuld, sie wollte nicht schuld sein. Tränen verrieten den Schuldigen. Das hatte Vater ihr beigebracht.

Die Liste ihrer Verfehlungen war noch länger. Nicht nur hatte sie den Priester unterbrochen und berichtigt, sie hatte einige von Notburgis' Anweisungen an das Gesinde vergessen, sie hatte von der Mittagssuppe zu viel ausgeteilt, sodass Notburgis für die letzten Hungrigen kostbaren Käse und Wurst aus der Kammer hatte holen müssen.

Außerdem hatte Hrotsvit in ihr Webstück ein Schwein mit Hasenohren gearbeitet, nur ein ganz kleines, und dann noch eine Ziege, die mit den Beinen ausschlug. Sie hatte ihre Brüder aufheiter wollen, denn die Tage waren kalt und regnerisch in diesem Frühjahr. Gemeinsam hatten sie gekichert. Notburgis hatte die Tiere erst entdeckt, als der Stoff fertig gewebt war. Sie war außer sich vor Wut gewesen und hatte erst von Hrotsvit abgelassen, als der Maßstab auf ihrem gebeugten Rücken zerbrochen war. Natürlich hatte sie dem Vater gezeigt, was seine missratene Tochter aus der kostbaren Wolle gemacht hatte. Ein Schwein! Eine Ziege!

»Will sie den Teufel beschwören?«, hatte Notburgis auf dem Höhepunkt ihrer Anklage geschrien; umso wütender darüber, dass ihr schwerstes Pfund, das Unterbrechen der Predigt, von Hrotsvit ausgehebelt worden war.

Für all diese Sünden saß sie nun hier im leeren Pferdestall, ganz allein. Die Tiere waren auf der Weide.

»Ich werde dir helfen, deine Gedanken zu ordnen und Buße zu tun, für das, was du getan hast.« Geschlagen hatte ihr Vater sie nicht. »Gott ist mit dir, mein Kind. Finde deine Schuld und er wird dir vergeben«, hatte er gesagt und ihr Haar geküsst, bevor er sie sanft, aber bestimmt in das Dunkel geschoben und die Tür hinter ihr geschlossen hatte.

Ihre nackten Füße scharrten über die festgetretene Erde. Auf ihrem Schoß lag ihr gewebtes Stück Stoff, zusammen mit einer Nadel und vier Knäuel Faden, eines von rötlichem Braun, eines von grauem Grün und dann das sahnige Weiß, das manche der Schafe hatten, sowie das dunkle Braun der anderen. Hier waren die Farben kaum zu unterscheiden, nur der helle Faden in ihren Händen verriet sich durch ein blasses Leuchten. Im Dunkel betastete sie den Stoff; er war so lang, dass ihre Arme nicht ausreichten, ihn zu spannen. Wenn sie seine Ränder bestickt hatte, würde sie den Stall verlassen können.

»Damit du das Schandmal auslöschest, das dein widerborstiger Geist geschaffen hat«, hatte Notburgis gesagt und ihr Stoff und Wolle gereicht.

Sie hätte es leichter haben können. Sie hätte sich entschuldigen können, um Verständnis bitteln und weinen. Bestimmt wäre ihr Vater dann gnädiger gewesen. Er mochte es, wenn Sündige ihre Reue beteuerten. Vielleicht hätte sie den Stoff dann in der Halle besticken können oder wäre mit einigen Gebetsstunden in der Burgkapelle davongekommen.

Sie hatte die Worte dazu schon zurechtgelegt in ihrem Kopf. Hatte überlegt, welche Sätze ihr Schicksal am sichersten mildern könnten.

Und dann hatte sie Notburgis gesehen, mit ihrem Stoff in der Hand, so gefaltet, dass die Stelle mit den kleinen Wesen hervorstach und jeder sie sehen konnte. Eckig und ungelenk, eigentlich kaum Tiere, eine krumme Ansammlung von Linien. Notburgis, ihre Lippen verzogen zu einem schmalen Lächeln, saß auf der Lehne von Vaters Stuhl, sein Arm ruhte auf ihrem Rücken. Und dort ließ Allo ihn liegen, während Notburgis jede ihrer Missetaten aufzählte, jede Verfehlung beschrieb wie die Vergehen einer Besessenen. Und mit jedem Moment, der verstrich, mit jedem Satz, den ihre Stiefmutter sprach, verwelkten die Worte in ihr, die sie eigentlich sagen wollten, um sich zu verteidigen. Buchstabe um Buchstabe zerfiel, bis sie nur noch Staub in ihrer Brust fühlte, grau und schwer, aus dem sich gar nichts formen lies, schon gar keine Bitte um Vergebung.

Sie versuchte, mit ihrem Blick das Licht der Sterne zu fassen, doch sie blitzten und funkelten; beinahe, als sprägen sie. Sie wollte den Mund öffnen, jetzt, wo es nur der Himmel hören konnte, und alles herausklagen. Die Ungerechtigkeit beschreien, ihre Einsamkeit, ihre Trauer. Aber kein Wort wollte über ihre Lippen, alles schien ihr zu groß, zu schwer, zu leer und zu voll zugleich, als dass sie es hätte aussprechen können.

Ihre Hände glitten fahrig über den Boden, der Staub kitzelte ihre Haut. Hin und her fuhren ihre Finger, bis sich ihr Atem beruhigte und sie begann, Bögen und Linien zu formen. Mit einem Wischen ließ sie die Zeichen wieder verschwinden und ihre Finger zogen neue Linien in den Staub. Neue, immer neue Linien formte sie, flossen direkt aus ihren Gedanken durch die Hand auf den Boden. Sie verlor das Gefühl für das Vergehen der Zeit, ihr Körper wurde ihr fern. Die Sterne verschwanden schon im fahlen Grau des Morgenhimmls, als sie ihren Kopf in das Stroh sinken ließ und die Augen schloss, die Fingerspitzen taub und rissig von der Arbeit der Nacht. Noch drei Worte waren im Staub zurückgeblieben. CLAMO VERBUM SCRIPTUM. Ich rufe geschriebenes Wort.

Zum Melken der Ziegen nahm Irmentraud ein Holzschälchen mit, eines mit einem hohen Rand, damit sie die Milch später nicht verschüttete. Ihr Rücken, ihre Finger, ihre Arme, ihr Hintern, ihr Nacken, ihr ganzer Körper schmerzte noch vom Heumachen. Sie hatte helfen müssen, zusätzlich zu ihrer Arbeit, damit der Regen, der noch immer in dicken Tropfen auf die Burg und das Land niederprasselte, nicht das kostbare Heu zerstörte. Wie sollten sie sonst das Vieh durch den Winter bringen? So viel Laub und Eicheln konnten sie gar nicht sammeln.

Ein tiefes Ziehen schoss ihre Arme hinauf, als sie die Hände fester um Dedis Zitzen schloss. Die ersten Bewegungen beim Melken brannten sich wie Feuer durch ihren Oberkörper, dann wurde es besser.

Dedi meckerte leise. Sie wusste, Irmentraud würde ihr etwas Futter zustecken, nachdem sie ihre Milch abgegeben hatte.

Die Magd legte ihre Wange an den warmen Leib, atmete seinen würzigen Geruch, lauschte auf die Geräusche unter dem borstigen Fell. Sie mochte die Ziegen und ihre Gesellschaft. Sie konnten übellaunig sein, gierig. Aber sie verstellten sich nie.

Der Burgherr hatte ihr verboten, den Tieren Namen zu geben, aber sie tat es trotzdem. Natürlich keine Heiligennamen; es waren eigene Worte, die aus den liebevoll hingegurrteten Silben entstanden, wenn sie die Ziegen zur Begrüßung zwischen den Hörnern kraulte und ihre Flanken klopfte. Graf Allo fand sich sowieso nie im Ziegenstall ein, da war es ja einerlei, wie sie mit den Zicken redete.

Die letzten Tropfen fielen zögerlich von den rosigen Zitzen. Irmentraud stemmte sich vom Boden hoch und griff in ihre Kitteltasche.

»Siehst du, Dedi, da hast du was Gutes.« Sie steckte dem Tier einen Mairübenstrunk samt Blättern hin. Mit einem Nicken riss Dedi ihr das Stück aus den Händen und würdigte sie keines Blickes mehr. Irmentraud schmunzelte, dann tauchte sie die Holzschale schnell in den Eimer frisch gemolkener Milch und verbarg sie vorsichtig in ihrem langen Ärmel. Dafür musste sie ihre Hand zur Kralle machen. Wieder zuckten Schmerzen durch ihre rechte Körperhälfte, aber sie schaffte es, das Gefäß ruhig zu halten.

»Bist du fertig?«, hörte sie schon die Stimme von Notburgis hinter sich. Sie betrat niemals die Ställe, nahm aber die Milch für das Frühessen immer persönlich entgegen. Die war zu kostbar, als dass sie dem Gesinde damit getraut hätte.

»Ja«, antwortete Irmentraud. Sie wusste, Notburgis wollte so wenig wie möglich von ihr hören. Also sparte sie sich den Atem für anderes auf und reichte den schweren Eimer an die schmale Frau mit dem ernsten Gesicht.

Wie jedes Mal, wenn sie sich so nahekamen, fühlte sie Mitleid und Hass zugleich. Sie konnte sich noch erinnern, wie Notburgis auf der Burg angekommen war. Ein Kind fast noch. Wie verloren sie gewirkt hatte, an der Seite eines erwachsenen Mannes, der kaum bei Verstand war, so sehr trauerte er um seine

erste Frau. Aber es galt einen Hofstand zu versorgen, einen Namen zu erhalten, Söhne zu zeugen. Und ein mutterloses Kind aufzuziehen.

Irmentraud hatte zugeschaut, wie aus dem jung verheirateten Mädchen in wenigen Jahren eine strenge Herrin geworden war. Und wenn man das Wohlergehen aller bedachte, vermutlich auch eine gute. Bisher hatte unter Notburgis' Hand niemand Hunger leiden müssen. Jeden Winter hatte sie gemeistert, ohne Menschen zu verlieren. Sie war sogar eine recht begabte Heilerin. Als vor zwei Jahren ein schweres Fieber in der Burg um sich griff, ruhte Notburgis kaum eine Stunde, bis alle Kranken vor dem Schlimmsten bewahrt waren. Sie kannte die Kräuter und die Gebete, die es brauchte, und hatte sie nicht nur für die Menschen in der Burg verwendet, sondern auch für das Gesinde. Und trotzdem. Irmentraud hasste ihre Herrin.

»Bring das dem«, Notburgis machte eine Pause und sagte schließlich »Kind« und drückte ihr ein Stück Brot in die Hand.

»Schau mal«, sie schob dem Mädchen die Milch hin. »Noch warm.« Langsam erhob sich der kleine Körper zwischen den Strohhalmen. *Blass sieht sie aus, die Augen ganz verdunkelt von Zorn und Bockigkeit*, dachte Irmentraud bei sich.

»Ach, Itlin, min Itlin«, murmelte sie und schloss das knochige Wesen in ihre Arme. Sie begann ihren alten Körper hin und her zu neigen, ihre ganzen vierzig Jahre oder mehr legte sie in diese Umarmung; all die Gedanken, alles, was sie gesehen und erlebt hatte, wollte sie diesem Kind geben, in diesen kleinen Menschen hineinschaukeln, damit er es auf diese Weise lernen würde und nicht auch daran leiden musste.

»Itlin, mach es dir doch nicht so schwer.« Und da fing der Rücken in ihren Armen an zu bebben und endlich spürte Irmentraud, wie das Kind weinte.

»Weißt du noch, wie es geht?« Er hielt ihr den knochenweißen Griffel entgegen. Der Wind zog durch die Fensteröffnungen und ließ sie schauern, er war noch immer kühl. Die Eisheiligen

hatten gewütet, ihr Land in den Griff genommen, und so froren sie noch jetzt im Mai. Vorsichtig machte sie ein paar Schritte auf dem Flecken, den das Licht der Sonne auf den Boden warf. Ihr Vater ließ in seiner Buchkammer die Läden schon früh im Jahr entfernen.

»Die Buchstaben mögen das Licht«, sagte er und lachte, wenn Notburgis sich beklagte, dass er so die Eisgeister ins Haus lasse, die sich in den steinernen Wänden einnisteten und sie das ganze Jahr über quälen und krankmachen würden.

Hrotsvit gefiel die Helligkeit, auch wenn sie fror. Die mit Tierhaut bespannten Fenster schloss der Vater nur bei Nacht und bei stürmischem Wetter.

Sie nickte und nahm den zierlichen Stab aus der Hand ihres Vaters. Der Drachenkopf, der in den weißen Knochen geschnitzt war, schmiegte sich in die weiche Haut zwischen Daumen und Zeigefinger. Vor ihr glänzte das gerußte Wachs im Holzrahmen. Seit der Vater mit dem König fortgezogen war, hatte sie nicht mehr mit einem Griffel geschrieben, geschweige denn mit einem Kiel.

Sie durfte die Spitze nicht zu fest in das Wachs drücken, das wusste sie, sonst würde es an den Rändern der Buchstaben hässliche Wülste geben, die Bewegung würde stocken, gebremst durch zu viel Wachs. Zu leicht durfte sie den Stab aber auch nicht ziehen, sonst war die Schrift kaum zu lesen.

Aber was sollte sie denn schreiben? Sie spürte Vaters Augen auf sich.

Sie wusste, dass er stolz war. Ihm gefiel, dass ihr die Worte zuflogen. Das Lesen, das Schreiben. Dass sie jedes Wort verstand, wenn er Latein sprach, auch wenn der Sinn für sie manchmal dunkel blieb. Sie mochte das Gefühl, das sie überkam, wenn sie in seinem Gesicht lesen konnte: *Seht her, das ist meine Tochter!* Ohne, dass er ein Wort sagen musste. Wäre das nur immer so. Sie senkte das gespitzte Knöchelchen auf das Schwarz. FATER, ritzte sie langsam in das weiche Wachs. Ja, sie konnte es noch. Sie hatte es nicht verloren. Der Stift gehorchte ihr, das Wachs wich, die Buchstaben hatten genau die richtige Tiefe. Und da

stand es. FATER. Sie strich sacht über das glatte, warme Wachs. UNSER THU THAR BIST. Nun flossen die Buchstaben so leicht, als steckte ihr Denken in ihren Fingern. Ja, sie konnte es noch! IN HIMILE SI GIHEILAGOT THIN NAMO.

Sie hatte die Buchstaben zu groß gewählt. Jetzt war die Seite schon gefüllt, die letzten Buchstaben saßen so eng zusammen, dass es schwer war, sie zu lesen. Sie schaute auf. Er nickte. Aber zufrieden war er nicht.

»Latein, Hrotsvit. Immer Latein. Du bist eine Gräfin von Reinhhausen. Deine Sprache ist Latein.«

Ihr Kopf wurde warm. Wie hatte sie das vergessen können! Latein. Sie drehte den Griffel um und strich mit der Drachenzunge über das Wachs, hin und her. Aber die Buchstaben verschwanden nicht so schnell, wie sie wollte. Das HIMILE war noch gut zu lesen, das Wachs unruhig und voller Dellen.

»Lass nur, Hrotsvit. Du kannst es später in Ordnung bringen. Das Wachsbuch gehört dir. Ich habe es für dich aus Frankreich mitgebracht.«

Sie schluckte. Ein Wachsbuch ganz für sie allein. Sie drückte ihr Gesicht zwischen die Falten seines Wollmantels. Unter dem rauen Stoff spürte sie die Wärme seines Bauches.

»Danke, Vater«, murmelte sie in den Mantel hinein. Und noch einmal. »Gratias, pater.« Tief sog sie die Luft ein und roch den Eiswind, kalt und metallisch, den Staub des Studierzimmers und sonnenverdorrtes Stroh, gemischt mit dem Geruch ihres Vaters, erdig und satt.

»Schon gut, schon gut«, er kloppte ihr sanft auf den Rücken und brummte, warm und wortlos. »Jetzt komm, ich will dir etwas zeigen.«

Er trat zum Tisch und jetzt sah sie es auch. Dort stand eine sechste Kiste. Dunkel, beschlagen mit Bronze, ohne Schnitzereien, nur zwei schlichte Leisten setzen den Deckel ab.

Er fasste sich ans Herz und zog die Kette hervor, an der er die Schlüssel der Bücher trug. Langsam beugte er sich über die Kiste, nahm das kleine Vorhangeschloss und schob den Bart

des Schlüssels hinein. Es klickte; ein Geräusch, leise und hart zugleich. Mit beiden Händen klappte er behutsam den Deckel hoch und hob ein in Leinen geschlagenes Paket heraus. Groß wie ein Laib Brot. Ein Buch. Sie spürte ihr Herz, wie es gegen ihre Rippen pochte. Vater hatte von seiner Reise tatsächlich noch ein Buch mitgebracht.

Sie hatte jede seiner Bewegungen verfolgt; studiert, wie sein Gesicht sich veränderte, sobald er die Kiste öffnete, als ginge ein Leuchten von dem Buch aus, das da vor ihnen lag. Und ja, vielleicht war es so, dass man das Licht, das jedes Buch in sich trug, wie ihr Vater immer sagte, auch jetzt glimmen sehen konnte.

Der würzige Geruch von Leder, gemischt mit dem klaren Duft des Pergaments schwebte ins Zimmer. Hrotsvit schloss die Augen und atmete tief ein.

Er legte das in Stoff gehüllte Bündel vor sich auf den Tisch, seine Bewegungen langsam wie die des Priesters, wenn er den Messwein ausschenkte. Das Leinen rauschte unter seinen Fingern, als er es vorsichtig entfaltete.

»Dies«, sagte er, »ist ein ganz besonderes Buch.« Er schaute sie an, mit einem Lächeln, das in seinen Augen zu tanzen schien. »Es ist ein Buch, das uns Welten zeigt, die wir wahrscheinlich nie sehen werden.« Er machte eine Pause, bevor er mit feierlicher Stimme sprach: »Dieses Buch hat Bilder.«

Bilder. Hrotsvit begriff nicht gleich. Bilder, die waren doch in jedem Buch. Immer wenn ihr Vater vorlas, wurde es in ihrem Kopf klar und bunt zugleich. Ihre Gedanken beruhigten sich und stattdessen entstanden in ihr aus den Worten Bilder, denen sie folgte, die sie trugen und die sie auch später immer wieder heraufbeschwören konnte, wenn sie einen Zufluchtsort brauchte.

Er schlug den schweren Deckel auf und sie verstand.

Dort bogen sich seltsame Tiere über die Seiten, mit Flammen um den Hals, andere mit Stöcken am Kopf. Ritter sprengten auf Pferden dahin, bestürmten die Tiere mit Lanzen, und sogar ein echter Heiliger war dort! Den Schein um seinen Kopf konnte sie genau sehen! Es war ein Wunder. Die Bilder hatten

nichts gemein mit den gewebten Farbklecksen, die Notburgis, sie und die anderen Frauen in mühsamer Arbeit aus der Wolle der Schafe und dem Flachs vom Feld fertigten. Sie waren fein und elegant, leicht wie Wolken schwebten die rotbraunen Striche über das Pergament. Sie beugte sich näher über das Buch, versuchte zu ergründen, wie diese Zauberei entstanden war. Am liebsten wäre sie zu ihnen auf das Pergament gekrochen und hätte sich in dem Getümmel verloren.

»Was ist das, Vater?«, flüsterte sie.

»Das ist das Physiologus! Ein Buch über die Tiere und was sie bedeuten, für Jesus Christus, den Herrn.«

Sie zog die Augenbrauen zusammen. Tiere und Jesus. Was hatte das miteinander zu tun?

Wie immer merkte ihr Vater sofort, dass sie ihm nicht folgen konnte. Er legte seine Hand zwischen ihre Schulterblätter und setzte sich neben sie. Gemeinsam blickten sie auf die Seiten. »Weißt du, das sind besondere Tiere. Mit einer besonderen Verbindung zu Gott.« Sein Finger schwebte über einer Zeichnung. Das Pergament zu berühren wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Zu kostbar, zu empfindlich war das Wunderwerk.

»Dieses hier zum Beispiel.«

»Die Feuerkatze!«, rief sie voll Stolz, denn sie hatte sofort gespürt, dass dieses Tier etwas Besonderes war. Der Vater stutzte, blickte auf das Bild und lachte kurz auf.

»So habe ich es gar nicht gesehen! Aber du hast recht, es sieht ein bisschen aus wie Feuer.« Er strich mit seiner Hand sanft über ihren Rücken. »Das, Hrotsvit, das ist ein Löwe. Eine Katze, die größer ist als ein Mensch!« Er richtete sich wieder auf und reckte die Arme in die Höhe, seine Hände krümmte er zu Klauen. »Der Löwe hat Krallen, groß und scharf wie Dolche, er hat mehr Kraft als zehn Pferde und kann so weit springen, dass du glaubst, er fliegt!« Der Vater machte einen kleinen Hüpfen auf sie zu und fauchte. Hrotsvit schrie auf vor freudigem Schreck.

»Aber die Flammen! Warum brennt er denn?« Es mussten grauenhafte Schmerzen sein. Sie dachte an Piet, den Pferdeknecht. Der war als Junge in einem brennenden Haus gewesen

und hatte fürchterliche Narben auf seinem Arm. Irmentraud sagte, die Schmerzen des Feuers könne er bis heute spüren, so sehr, dass er manchmal im Schlaf weinte.

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Das ist kein Feuer. Das ist seine Krone aus goldenem Haar, die Gott ihm gegeben hat. Sie strahlt und glänzt in der Sonne und blendet seine Feinde. Damit alle sehen, dass er der König der Tiere, das Tier Jesu Christi ist.«

Sie betrachtete die Zeichnung noch einmal. Fast schien es ihr, als drehte der Löwe, der über die Buchstaben sprang, den Kopf zu ihr. Dass es so etwas wie dieses Tier gab! Wie unermesslich diese Welt sein musste, voller Rätsel und Wunder.

»Wie hast du das Buch gefunden?« Sie konnte nicht glauben, dass irgendjemand bereit gewesen war, dieses Zauberding herzugeben.

Ihr Vater blickte sie an, strahlend und stolz. »Der König hat es mir geschenkt. Als Dank für meine Dienste.«

Sie lächelte, sah, wie sich die Sonne in seinem Haar verflammt, sah den Glanz in seinen Augen, seine Hände, die so kräftig waren, dass sie Feinde mit dem Schwert niederschlugen, und doch so sanft sein konnten, wenn er sie hochhob und umarmte. Sie hätte ihm alle Bücher der Welt geschenkt, wenn sie es nur gekonnt hätte.

## Pavia, Ivrea, Winter 937

»Gloria!« Er ließ die Töne aus seinem Körper steigen, voll und hell. Hinauf bis zur Decke flogen sie, füllten den ganzen Raum, drangen tief in den Leib, ja, in die Seelen seiner Zuhörer. Natürlich auch die Stimmen der anderen. Er sang nicht allein. Aber seine Stimme war der goldene Adler, der seine Schwingen über das Geflatter der Spatzen breitete, die Lilie, deren Schönheit und Reinheit noch klarer leuchtet, wenn zu ihren Füßen ein paar Vergissmeinnicht blühen.

Nun stiegen die Töne noch einmal an, bevor die Messe zu Ende gehen würde. Ein letztes Mal sollten sie den heiligen Schauer über die Betenden jagen, das war ihre Aufgabe. Damit die Gläubigen geläutert in den Tag treten konnten. Seine Stimme trug die Gottesfurcht zu ihnen, eine Ahnung vom ewigen Leben und der Unendlichkeit des Reichs Gottes.

Liutprand erhaschte den Blick des Königs. Ja, seine Stimme fing ihn noch immer, er konnte es in seinen Augen sehen; der Glanz, den sie jetzt hatten, fehlte ihnen sonst.

Aber die Königin. Ihre Wangen waren gerötet, wie so oft zum Ende der Messe. Ihr Blick schweifte umher. Hörte sie ihn nicht? Wie seine Stimme Gott den Herrn pries in seiner Herrlichkeit? Woran konnte sie nur denken?

Eine Haarsträhne hatte sich aus dem Schleier befreit. In seinem Kopf stieg ein Bild empor; er sah, wie die Locke seine Haut streifte, spürte ihren Atem. Ein Zittern überfiel ihn, das er nicht verhindern konnte, auch das Singen hielt seine Gedanken nicht im Zaum.

»Gloria!«. Er ließ den letzten Ton für einen Moment schwelen, hauchte den Klang mit seinem Atem hinaus, bis sein Körper leer war. Er lauschte. Jedes Mal fesselte ihn, wie der Klang andauerte, wie er losgelöst von ihm noch für ein paar Augen-